Ein verlorener Sohn Böhmens

– Dem toten Franz Fühmann zum 70. Geburtstag. –

„Ein bleicher Engel / Tritt der Sohn ins leere Haus seiner Väter“ – in welchem Haus war ich daheim? In diesem Mietshaus in der Linienstraße? In diesem erbärmlichen möblierten Zimmer, darin kein Schemel mir gehörte, mit dem Wust des Andenkenkrams an den Wänden, spießbürgerlicher Spuk, den ich haßte, und im Traum saß ich im Ledersessel, und mein Vater kritzelte seine Formeln, Gift im Fuchsmaul, Gift süßer Träume – o unser verlorenes Paradies. – So lag meine Heimat also doch im Vergangenen? – In meinen Träumen stieg sie herauf. – Ich wütete gegen diese Träume, meine Heimat war die neue Gesellschaft: „Es ist ein Raum, den sie mit Milch getüncht haben“ – (...)
Franz Fühmann: *Vor Feuerschlünden* (1982)

Im Testament von 1983, nur ein Jahr vor seinem Tode, einbekannte Franz Fühmann „grausame Schmerzen“. Er benannte als einen seiner bittersten das Scheitern der „Hoffnung auf eine Gesellschaft, wie wir sie alle einmal erträumten“. In diese Klage wortlos eingeschlossen ist die Trauer über das Mißlingen allen Bemühens um eine neue Beheimatung. Denn die jahrzehntelang mit Fleiß und Hingabe geleistete Arbeit des „Dichters im Dienst“ an der sozialistisch gemeinten Gesellschaft hatte doch nicht zuletzt auch den Sinn, sich selbst eine neue Heimat zu schaffen.
Dabei hat er sich aber als Schriftsteller der DDR von Anfang an mit Selbstverständlichkeit versagt, den Heimatverlust zu artikulieren und zu betrauern. Die von der politischen Nachkriegsordnung verhinderte Heimkehr nach Böhmen und der daraus folgende Schmerz sollten mit keinem Wort verlauten. Gerade die Erzählung „Böhmen am Meer“, die vom Schicksal der Umsiedlerin Hermine Traugott handelt, verrät diesen Akt strenger Selbstdisziplinierung besonders deutlich, wenn man nur genau hinsieht. Mit der Gestalt der Frau Traugott ist das Thema Aussiedlung der Deutschen aus ihrer böhmischen Heimat unauflöslich verknüpft. Der Autor jedoch nimmt dieses faktisch vorgegebene Thema durchaus nicht an, sondern verdrängt es buchstäblich vollkommen. Statt einer menschlich verständlichen, sozusagen natürlichen Verstörung durch den Heimatverlust wird an der gebrochen und apathisch wirkenden Frau nichts als die Nachwirkung frühen *deutschen* Unrechts entdeckt, das sie als junges Mädchen erleiden mußte und kaum bewältigen konnte. Wo bei anderen Autoren im anderen Deutschland der Schmerz der Heimatvertriebenen ausgedrückt wird, entwickelt Fühmann, angestrengt konstruierend, seine Anklage chauvinistischer Großmachtpolitik und verderblichen Herrenwahns. Die von Shakespeares Königin Hermione inspirierte „Versteinerung“ der aus den böhmischen Bergen an die Ostsee verschlagenen Frau wird vom Erzähler nicht im mindesten mit deren Aussiedlung begründet, sondern einzig und allein aus der Unmenschlichkeit erklärt, mit welcher der einstige Dienstherr und nunmehrige Revanchepolitiker Baron von L. in ihr Leben folgenschwer eingegriffen hat. Der Ich-Erzähler nennt ihn, obschon die Frau ihren damaligen Selbstmordversuch gut überlebt hat, an exponierter Stelle der Erzählung dreimal ausdrücklich einen Mörder.
Wie schwer wird dem Autor gefallen sein, sich beim Umgang mit dem Motiv Böhmen am Meer so strikt zu dirigieren? Sein offensives antifaschistisches Pathos kam ihm längst aus dem Herzen; dazu brauchte er sich wahrlich nicht zu zwingen. Aber die Leugnung des Schmerzes über den Verlust der angestammten Heimat? Nun, der Dreißigjährige hatte sich schon öffentlich schwarz auf weiß ein klares Programm gegeben, das als Walzerlied den Eindruck erweckt, seine Umerziehung der Gefühle sei ein für allemal gut gelungen:

Liebe, ach Liebe, du uralte Weise,
spiel deine Strophen ins herrliche Heut,
sing die Verwandlung der Heimat und preise
lachend die Siege der schaffenden Leut.

(...)

Mädel, du Schönste, für uns braust der Maiwind,
für uns quillt heute der Chor der Schalmein.
Da wir im Glück der Millionen daheim sind,
ist mir nicht bang für ein Glück zwischen zwein.

Für den Verfasser dieser Verse galten die *Verwandlung der Heimat* (der Aufbau eines neuen Deutschland) und das *Daheimsein* im scheinbar bereits zu greifenden *Glück der Millionen* als eine gesicherte Realität. Und Fühmann hält daran auch ein Jahrzehnt später noch fest: Er nimmt das Gedicht in seine vorerst strengste Auswahl auf, in den Band *Die Richtung der Märchen* (1962).
Nur wenig später erscheint dann schon der Novellettenzyklus *Das Judenauto* (1962), das die Wege, den Wandel und die neue Beheimatung des Erzählers selbst demonstrieren will. Obwohl das Buch anschaulich vorführt, daß der Ich-Erzähler aus dem böhmischen Riesengebirge stammt und eigentlich dort daheim ist, wird sein Weg aus der sowjetischen Kriegsgefangenschaft nach Deutschland als seine *Heimkehr* ausgegeben. Der mit Fühmann befreundete ungarische Dichter Gábor Hajnal hat damals als einziger deutlich moniert, daß der außerhalb Deutschlands aufgewachsene Autor seinen Eingang in die DDR als eine Heimkehr schildert, „ohne das psychologisch und ethisch zu motivieren", wodurch „ein Bruch in der ideologisch-politischen Konzeption des Buches" entstehe. Mit „Böhmen am Meer" findet Hajnal dann allerdings diesen Mangel erledigt; ihm gilt diese Geschichte als Fortsetzung, Vollendung und Abschluß des fälligen geschichtlichen Selbstbekenntnisses. Allein: wer den umfänglichen Nachlaß Franz Fühmanns durchsucht, entdeckt etliche gescheiterte Versuche jüngeren Datums, Texte zu schaffen, die einen starken Bezug auf die verlorene Heimat haben. Sie gehören zumeist in den Umkreis des Bandes *Der Jongleur im Kino oder Die Insel der Träume* und suchen zu erforschen, wie sich schon im Kindesalter politisch-ideologische Vorurteile anbieten und einwurzeln.
Eines der ergreifendsten dieser stofflich in Böhmen angesiedelten Fragmente erwächst unmittelbar aus den Wirkungen des ersten genauen Wiedersehens mit der Kindheitswelt. Am 14. April 1966 hätte Fühmanns Vater, der am 10. Juli 1945 starb, seinen 80. Geburtstag feiern können. Wenig später besucht der Sohn offiziell seinen Geburtsort Rokytnice nad Jizerou, den er vor über zwei Jahrzehnten als Rochlitz an der Iser verlassen hatte, noch in der Uniform des Wehrmachtsangehörigen. Nach Berlin bringt er aus der alten Heimat den Plan eines ganzen Buches mit. Dessen Hauptbestandteil soll eine große Elegie sein: „Am Grabe meines Vaters". Den Anfang dieses Poems in Distichen, mehr als acht Seiten, schickt der Dichter schon am 11. September 1966 an den Lektoratsleiter für Gegenwartsliteratur im *Aufbau-Verlag*, Günther Caspar. Ein Begleitschreiben stellt das Projekt im ganzen vor. Geplant seien 9 Gesänge, in denen sich Fühmann mit seinem Vater „über die verschiedensten Dinge unterhalten" wolle. „Viel Landschaft soll hinein, das Riesengebirge, die Iser, die Elbe, die Mark; Bildungserlebnisse"; als ein besonderes thematisches Anliegen nennt der Dichter noch die „beiden Deutschland" und das poetische Aussprechen dessen, „warum ich da lebe, wo ich lebe". Neben der umfänglichen Elegie sollten weitere Gedichte stehen, möglichst vielfältige: „Bittre, böse, melancholische, freundliche." Am Ende des Briefes aber deutet sich schon leise Resignation an. (Man bedenke: Im *Forum* war eben erst die von Rudolf Bahro in Gang gesetzte heiße Lyrikdiskussion durch einen

massigen und massiven Grundsatzartikel von Hans Koch definitiv geschlossen worden.) Es klingt fast entschuldigend, wenn der Brief an Caspar mit der elliptischen Wendung endet:

Aber das sind alles noch Phantasien von Böhmen her. Wenn Preußen mich erst endlich wiederhat –

Nein, böhmische Reminiszenzen waren in der Französischen Straße wirklich nicht gefragt. Vielmehr fand eine Perversion statt: Fühmann läßt sich auf einen Vertrag mit dem *Aufbau-Verlag* ein, der ihn 1967/68 auf die Spuren Fontanes setzt und zu Wanderungen durch die Mark Brandenburg veranlaßt. Ein tagebuchartiges Großprojekt soll entstehen. Zeitweilig ist sogar an eine Zusammenarbeit mit Joachim Seyppel gedacht. Wie das mit einigem Aufwand betriebene Unternehmen endet, kann neuerdings jeder leicht in dem Nachlaßband *Im Berg. Bericht eines Scheiterns* (Rostock, 1991) nachlesen; ich zitiere hier nur den Kern der abschließenden Selbstkritik. Natürlich nicht für die Öffentlichkeit formuliert, heißt es da:

Ich habe mich einem Trugschluß hingegeben. Er sah so aus: 1. Böhmen ist deine Heimat gewesen, und du hast sie durch politisch-historische Gründe, die unbedingt zu akzeptieren sind, verloren. 2. Preußen ist durch politisch-historische Gründe, die unbedingt zu akzeptieren sind, das Land geworden, in dem du dich aufhalten mußt. 3. Preußen ist darum deine Heimat.
Der Fehlschluß ist berühmt: Jede Gans hat zwei Beine. Jeder Mensch hat zwei Beine. Also ist jeder Mensch eine Gans. (...) *Ich will dankbar sein, ehrlich dankbar. Die Reisen nach Preußens Schoß haben mir deutlich gemacht, was ich eigentlich bin: ein österreichischer Schriftsteller in einem Land, dem dankbar zu sein ich genaue politisch-historische Gründe habe. Aber damit werde ich nun einmal nicht zu einem Eingesessenen.* (...)

Je mehr dann im weiteren Gang der Geschichte Franz Fühmann das Gefühl abhanden kam, dem Land DDR Dank zu schulden, desto mehr konnte auch die Neigung wachsen, das vorerst insgeheim formulierte Selbstverständnis ins Öffentliche dringen zu lassen. Im Ungarn-Tagebuch *Zweiundzwanzig Tage oder Die Hälfte des Lebens* geschieht das einstweilen nur atmosphärisch: Das von Fühmann am meisten besuchte Land, vor Zeiten lange ein Bestandteil Kakaniens und von daher vielfältig geprägt, wird vom Gast aus der DDR als eine Art Wahlheimat ausgekostet, deren geistig-kulturelles Leben fremd und vertraut zugleich ist und dabei jedenfalls höchst anheimelnd wirkt, nicht zuletzt eben durch die vielen österreichischen oder auf Österreich verweisenden Einsprengsel: Dialekte, Vokabeln, Namen, Werke, Spuren der Geschichte.
Eine neue Etappe im Ausbau des behelfsmäßigen Selbstverständnisses als eines österreichischen Schriftstellers ergibt sich naturgemäß durch die lange Beschäftigung mit Trakl und insbesondere durch die intensive Arbeit an dem Buch *Vor Feuerschlünden* (bzw. *Der Sturz des Engels*). Dazu gehört ja nicht nur der fruchtbare Studienaufenthalt in Salzburg im April 1977, sondern dazu gehören auch dessen Folgen und Nachwirkungen, Besuche in anderen Städten, wiederholte Österreich-Reisen, freundschaftliche Beziehungen zu österreichischen Germanisten und Schriftstellern. Und die Arbeit am Trakl-Essay fordert ein forschendes Erinnern, schon der eigenen österreichischen Kindheit 1932–1936, dessen Umfeld und historische Tiefe aber viel weiter reicht. Das wird anschaulich, wenn man die in Fotos dokumentierte große Collage betrachtet, die sich Fühmann als Arbeitsmittel in Märkisch Buchholz an die Wand hängte – eine Hartfaserplatte, über und über bedeckt mit kontrastreichen bildhaften Dokumenten und Zeichen, darunter Fotos von Gehenkten und Ansichten von schierem Fleisch, Kitschiges und Groteskes. (Als sprechendes Detail sei eigens erwähnt: eine Postkarte mit dem Porträt von Kaiser Franz Joseph und dem Text der alt-österreichischen Hymne „Gott erhalte, Gott beschütze / Unseren Kaiser, unser Land“, angebracht über dem gewaltigen Bizeps eines Muskelprotzes

mit aufmontiertem Frauenkopf...)
Auch Familiengeschichtliches wird dem Autor in dieser Zeit und über der Arbeit bewußter. So heißt es in einem späten Interview:

Mein Vater war Apotheker. Er kam aus Österreich.

Das bezieht sich aber nicht nur auf den Umstand, daß Joseph Rudolf Fühmann in Brüx zur Welt kam, das damals zur österreichisch-ungarischen Monarchie gehörte, sondern schließt sehr viel mehr ein. Der Vater hat in Wien sein Studium der Pharmazie absolviert, hat in der dortigen Votivkirche am 18. Jänner 1913 seine Frau Margaretha geheiratet und sich mit ihr im niederösterreichischen Grain an der Donau niedergelassen, ehe er in den Krieg ziehen mußte. Nur weil danach eine Erbschaft den Kauf der Rochlitzer Apotheke ermöglichte, war der österreichische Vater des 1922 geborenen Franz tschechoslowakischer Staatsbürger, ohne Absicht und Freude.
Als der Trakl-Essay fertig ist, tagt die *Akademie der Künste* in Rostock, um über „Kunst und Gesellschaft im Jahr 2000“ zu diskutieren. Seinen Redeauftrag hat Fühmann dem Präsidenten Konrad Wolf schon frühzeitig zurückgegeben; er könne nicht mehr. Ihn drückte nicht bloß das eigene Leiden an der mißratenen DDR, er lud sich auch viel fremdes dazu auf, und mancher, dem er half, bescherte ihm noch zusätzliche Enttäuschungen. Der Entwurf einer „Rede auf das Jahr 2000“ brach mitten im Satz ab und blieb bitteres Fragment. In der Sitzung der Sektion Literatur und Sprachpflege, die im Rahmen der Rostocker Tagung am 16.3.1981 stattfand, nahm er aber in der Diskussion das Wort, als Wilhelm Girnus erklärte, Recht auf Heimat empfinde er als Tautologie, ein Mensch habe immer eine Heimat. Was Franz Fühmann darauf erwiderte, das gehört für mich zu den erschütterndsten Kritiken dieses Mannes an eben dem Land, für das er jahrzehntelang gearbeitet und redlich eingestanden hatte und in dem seinem Wirken schließlich immer engere Grenzen gezogen waren. Die sarkastische Devise seines restlichen DDR-Lebens hieß nun:

Bleibe im Lande und wehre dich täglich!

Ich zitiere (unwesentlich stilisierend) aus dem Protokoll jener Rostocker Sektionssitzung die wichtigsten Passagen von Franz Fühmanns Diskussionsrede:

Girnus sagt, es müsse eine sehr merkwürdige Konstellation sein, daß einer keine Heimat hat. Das ist ein Trauma, unter dem ich sehr leide, denn ich würde das auf mich beziehen. Mir ist der Begriff Heimat sehr teuer, aber eine Heimat habe ich so recht nicht gefunden. Meine Heimat ist Böhmen gewesen. Diese Heimat habe ich verloren. Ich habe mich deutlich genug dazu geäußert, warum ich sie verloren habe und daß ich das als rechtens empfinde. (...) *Meine Heimat – ich habe mich immer als Österreicher gefühlt, und meine Heimat im Geistigen ist so was wie Österreich gewesen. Ich habe entscheidende Jahre meines Lebens, den Übergang von der Kindheit zur Jugend, die Pubertät, habe ich in Österreich verbracht, und die österreichische Literatur, die ich immer als einen Teil der deutschen Literatur empfunden habe, glaube ich sehr gut zu kennen. Ich habe jetzt viele Jahre an einer Arbeit über Trakl gesessen und darin auch über Österreich geschrieben. Also wenn es eine Heimat gab, dann war es das.*

Ich will dem nur noch eine Bemerkung anfügen: Die Ironie der Geschichte wollte, daß Franz Fühmann als Kind der ersten tschechoslowakischen Republik in der Rochlitzer Volksschule bis 1932 und im Reichenberger Realgymnasium bis zum Anschluß der Sudetengebiete an Hitlers Deutsches Reich 1938

bei allen feierlichen Anlässen die Staatshymne mitzusingen hatte, die mit der eindringlichen Frage begann:

Kde domov muj, kde domov muj?

Die deutsche Version hieß: „Wo ist mein Heim, mein Vaterland?“ Domov aber bedeutet nichts anderes als *Heimat*. Also gerade in Böhmen selbst hatte man Franz Fühmann die Frage für allezeit eingeübt, auf die er am tragischen Ende seines Lebens keine zwingende Antwort mehr wußte...

Hans Richter, Sinn und Form, Heft 4, Juli/August 1992